EINE LIEBESGESCHICHTE

CHRISTINE CORVISIER UND DAS SAXOFON

Vom Mittelmeer an den Rhein: Christine Corvisier hat mit dem zweiten Album »Chansons de Cologne« erneut französische Lieder ihrer Kindheit in einem Jazz-Kontext neu erfunden. Mit einer modernen Ästhetik, die auch die Jazz-Metropole Köln repräsentiert, interpretiert sie Chansons auf einzigartige Weise.

Menschen, die aus Köln stammen, spüren angeblich ein Kribbeln im Bauch, sobald sie über die Rheinbrücke fahren und den Kölner Dom sehen. Du bist zwar nicht in Köln geboren, lebst aber schon seit 15 Jahren hier. Geht es dir ähnlich, wenn du nach Hause kommst und den Dom siehst?

Ja, auf jeden Fall. Ich habe es geschafft, mir in Köln ein Leben aufzubauen, das ich an einem anderen Ort vielleicht nicht so hätte führen können. Ursprünglich war es ein Kompromiss, hier zu leben. Ich hatte ein gutes Jobangebot in Paris als Lehrerin an der American School of Music, aber mein Mann und ich haben uns für Köln entschieden. Die deutsch-französischen Beziehungen waren damals nicht so gut, und ich hatte Bedenken, dass es für ihn in Frankreich schwierig werden könnte.

Er ist ebenfalls Musiker, und wir hörten, dass Köln ein guter Ort für Musiker ist. Hier gibt es viele Möglichkeiten, von der Musik zu leben. Auch wenn ich meine Heimat und die Sonne Südfrankreichs vermisse, bereue ich die Entscheidung nicht. Die Jazzszene in Köln ist lebendig und es gibt viele gute Musiker, aber trotzdem ist genug Platz für alle. Die Nähe zu anderen Städten wie Bonn, Düsseldorf und Dortmund macht die Region für Musiker besonders attraktiv.

Foto: Olaf Rohl

Nach 15 Jahren fühle ich mich hier definitiv zu Hause. Es sind keine Zwischenstationen mehr, auch wenn ich mir vorstellen könnte, irgendwann in eine grünere Umgebung zu ziehen.

Dein Projekt »Chansons de Cologne« verbindet deine französische Herkunft mit deiner neuen Heimat Köln. Ist das die Idee dahinter?

Genau. Es ist eine Mischung aus drei Kulturen: mein französisches Erbe mit den traditionellen Chansons, aber nicht im Originalstil, sondern interpretiert in meiner eigenen musikalischen Sprache. Dazu kommt die besondere Jazz-Ästhetik Kölns sowie die amerikanische Jazztradition.

» In Deutschland bekommen Frauen in der Musikszene mehr Raum. Das ist in Südfrankreich kaum ein Thema. Ich musste mit Machismo klarkommen. Diese Haltung vermisse ich hier überhaupt nicht...«

Siehst du Parallelen zwischen Köln und dem südfranzösischen Nizza?

Ganz ehrlich? Nein. Die Kulturen sind komplett unterschiedlich. Für mich war es anfangs eine Herausforderung, mich an die geografischen Gegebenheiten hier zu gewöhnen. Aber es gibt Aspekte, die mir in Deutschland, besonders in Köln, sehr gefallen. Zum Beispiel wird hier aktiv daran gearbeitet, Frauen in der Musikszene mehr Raum zu geben. Das ist in Südfrankreich kaum ein Thema. Dort musste ich mit viel Machismo klarkommen. Ich hatte Glück mit meinem Saxofonlehrer, aber in anderen Fächern wurde oft gesagt, Frauen könnten nicht richtig spielen. Diese Haltung vermisse ich hier überhaupt nicht.
Ein weiterer Unterschied: In Nizza gibt es zwar zwei große Festivals, aber ansonsten wenig Möglichkeiten, eigene Musik zu spielen. In Köln hingegen gibt es das ganze Jahr über eine aktive Jazzszene. Das war ein wichtiger Grund für mich, hierzubleiben.

Du hast in verschiedenen Ländern gelebt: Frankreich, den Niederlanden, jetzt Deutschland. Wie haben diese Stationen deinen Stil geprägt?

Sehr stark. Ohne diese Erfahrungen wäre ich nicht die Musikerin, die ich heute bin. In Nizza habe ich die Grundlagen gelernt und viel Unterstützung von meinen Lehrern und meiner Big Band erhalten. Sie haben mir den Mut gegeben, ins Ausland zu gehen. Als junge Frau in ein unbekanntes Land zu ziehen, ist nicht einfach, aber für mich war klar: Ich will Musik machen.
Amsterdam war ein wichtiger Schritt. Dort habe ich die Jazztradition studiert und gelernt, wie wichtig es ist, die Wurzeln des Jazz zu verstehen, bevor man moderne Stile entwickelt. Ich war ein großer Michael-Brecker-Fan, doch in Amsterdam musste ich mich erst mit Charlie Parker, Sonny Rollins und anderen klassischen Jazzmusikern beschäftigen. Das war extrem wertvoll, um die moderne Musik besser zu verstehen.
Später war ich in New York, was für Jazzmusiker fast schon eine Pflichtstation ist *(lacht)*. Dort hatte ich Unterricht bei einigen meiner Lieblingssaxofonisten. Alle diese Stationen haben mich geformt.

Wie schwer ist es, seine eigene Stimme in der Musik zu finden?

Das ist ein Prozess. Für mich war es wichtig, nach dem Studium Abstand zu nehmen, um meinen eigenen Stil zu entwickeln. In der Musikhochschule wird man mit unendlicher Information versorgt, aber irgendwann muss man seinen eigenen Weg gehen.
In Köln habe ich begonnen, mich mehr auf das zu konzentrieren, was ich wirklich machen wollte. In meinen frühen Kompositionen habe ich oft versucht, beeindruckende, technisch anspruchsvolle Stücke zu schreiben. Heute geht es mir darum, Musik zu schreiben, die von Herzen kommt. Ich komponiere meist am Klavier und singe meine Ideen – das fühlt sich für mich ehrlicher an.

Komponierst du speziell für dein Quintett? Hast du zuerst dein Saxofon im Kopf oder den Gesamtklang?

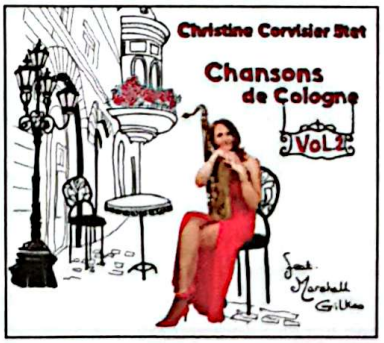
Das ist unterschiedlich. Manchmal beginnt es mit einem Rhythmus, manchmal mit einer Bassline oder einer Akkordfolge. Oft nehme ich spontane Ideen mit dem Handy auf, um sie nicht zu vergessen. Ich habe immer ein kleines Notizbuch für musikalische Einfälle dabei.
Für das aktuelle Album war der Prozess anders als sonst. Wegen Corona mussten wir unser erstes Album verschieben. Ich wollte aber neue Musik schreiben, also setzte ich mir eine feste Deadline und komponierte in wenigen Monaten zehn neue Stücke. Anfangs hatte ich Sorge, dass dieser Druck die Qualität beeinträchtigen würde – aber es war genau das Gegenteil. Ich war noch nie so zufrieden mit meinen Kompositionen wie jetzt.

Hast du dabei auch mal gemerkt, dass eine Idee nicht funktioniert?

Ja, zum Beispiel bei »La Mer« von Charles Trenet. Ich wollte es neu arrangieren, aber mir fiel nichts Gutes ein. Also habe ich den Pianisten Sebastian Scobel gefragt. Jetzt ist daraus eine interessante Mischung aus La Mervon Trenet und La Mer von Debussy entstanden – etwas ganz anderes, als ich es gemacht hätte, aber es passt wunderbar ins Album.

Sind Arrangements immer eine Gratwanderung? Man passt ein Stück an, will es verändern, aber trotzdem den Wiedererkennungswert erhalten.

Zuerst isoliere ich die Melodie. Bei den Chansons sind die Themen extrem melodisch, sie bewegen sich so, als wären sie für ein Instrument gemacht. Heutzutage hört man viele Songs, wie zum Beispiel Ed Sheerans »Shape of You«. Einige meiner Schüler fragen mich, ob sie das auf dem Saxofon spielen können, aber das funktioniert nicht gut, weil die Melodie sich nicht bewegt, sie bleibt auf denselben Tönen. Gesanglich mag das klingen, aber auf dem Saxofon ist das nicht schön. Diese alten Chansons hingegen haben eine unglaubliche Melodieführung und sind sehr angenehm auf dem Saxofon zu spielen.



Christine Corvisier 5tet: Chansons de Cologne Vol. 2; Label: Neuklang (NCD4293)

CHRISTINE CORVISIER

geboren in Perpignan, ist eine preisgekrönte Saxofonistin, die mit Vielseitigkeit und Leidenschaft beeindruckt. Früh ausgezeichnet, studierte sie bei Jazzgrößen wie Joshua Redman und Donny McCaslin in New York und schloss ihr Studium mit einem Doppeldiplom in Nizza und Amsterdam ab.

Mit ihrem »Christine Corvisier 5tet« veröffentlichte sie hochgelobte Alben und ist zudem eine gefragte Sidewoman, die mit Künstlern wie Andre Nendza, Elisabeth Lohninger und Gero Körner arbeitet. Ihre stilistische Bandbreite reicht von Jazz über Pop, Rock, Latin bis hin zu brasilianischer Musik. Diese Vielseitigkeit macht sie zu einer begehrten Saxophonistin, die regelmäßig mit Formationen wie dem Rundfunk-Tanzorchester Ehrenfeld (Jan Böhmermann), Guildo Horn und Pangea Ultima auftritt.

www.christinecorvisier.com

Ich isoliere also die Melodie und verändere komplett die Harmonie, indem ich schaue, welche Akkorde passen könnten. Dabei geht es nicht nur darum, ob etwas funktioniert, sondern auch darum, dass es schön klingt. Manchmal ändere ich auch den Rhythmus – auf unserer Platte haben wir viel mit ungeraden Taktarten gespielt. Es ist, als würde ich die Melodie wie einen Kaugummi dehnen – sie bleibt verbunden, aber bekommt eine ganz andere Form und Farbe.

Passiert es dir manchmal, dass du eine Schreibblockade hast? Was tust du dann?

Tatsächlich ist mir das bei dieser Platte nicht passiert, aber früher schon. Wenn das vorkam, habe ich das Stück beiseite gelegt und es Monate später noch einmal angesehen. Oft hilft ein frischer Blick, denn wenn man eine Sache zu oft gehört hat, kann das die Kreativität blockieren. Manchmal frage ich auch Kollegen um Rat – besonders meinen Mann. Wir tauschen uns viel aus, er zeigt mir seine Kompositionen und ich ihm meine. So bekommt man neue Impulse.

Du hast mit 14 Jahren angefangen, Saxofon zu spielen – das ist relativ spät...

Ich habe sehr früh mit Klavier angefangen, aber meine Lehrerin hat mir nie zugehört und mir nur klassische Etüden gegeben, die ich langweilig fand.

Ein prägendes Erlebnis hatte ich, als wir mit meinen Eltern eine Reise nach Amerika machten, nach New Orleans. Ich war zehn Jahre alt, und es gab dort ein riesiges Stadtfest mit unfassbar viel Musik und vielen Menschen. Als wir uns am Abend auf den Rückweg ins Hotel machten, gingen wir eine fast leere Straße entlang – nur ein einziger Musiker war dort. Ein großer schwarzer Mann mit einem kleinen, alten Saxofon. Er spielte völlig in sich versunken, mit einer Freude, die mich tief beeindruckte. In diesem Moment wusste ich: Das will ich machen, genau das!

Meine Eltern haben das damals nicht ernst genommen. Als ich 14 war, haben wir erst einmal ein Saxofon gemietet. Mit dem Geld von Weihnachten, Geburtstagen, Babysitting und Autowaschen habe ich mir schließlich mein erstes eigenes Saxofon gekauft.

Das war sofort eine unfassbar intensive Liebesgeschichte. Ich übte ständig. Ich wechselte bald auf ein Gymnasium mit einer Big Band. Ich wollte unbedingt mitspielen, aber ich konnte nicht einmal vom Blatt lesen – also tat ich so, als könnte ich es und spielte »Playback«. Der Dirigent war großartig, er motivierte uns und gab alles für seine Schüler. Er ist bis heute wie ein zweiter Vater

Foto Olaf Rohl

für mich. In dieser Big Band habe ich dann endgültig gemerkt, dass Musik mein Leben ist. Ich wusste: Ich muss das machen!

Mit 18 hatte ich ein gutes Abitur in Mathe, Physik und Biologie, aber ich sagte meinen Eltern, dass ich nur Musik machen möchte. Das war eine mutige Entscheidung, denn ich hatte damals erst dreieinhalb Jahre Saxofon gespielt – aber ich war fest entschlossen. Ich begann, täglich sechs bis acht Stunden zu üben. In Amsterdam habe ich das noch gesteigert, aber heute als Mutter geht das natürlich nicht mehr. Trotzdem übe ich regelmäßig, denn als Musiker muss man sich ständig weiterentwickeln.

Und wie war das mit den Nachbarn?

Die waren nicht immer begeistert! *(lacht)* Wir lebten zwar in einem Einfamilienhaus, aber trotzdem hörte man mich. Sie baten mich, nicht mit offenen Fenstern zu spielen.

Mit deinem Album »Chansons de Cologne, Vol. 2« gehst du auch auf Tour – wie kommt die Musik beim Publikum an?

Sehr gut! Viele Menschen haben kaum Zugang zu Jazz, weil er oft kompliziert und schwer verständlich ist. Ich will das ändern, ich will eine Verbindung zum Publikum schaffen. Ich erkläre gerne meine Musik und die Hintergründe. Musik ist Kommunikation, und das Publikum gibt mir Energie, die ich zurückgebe. Das ist fundamental für mich als Künstlerin. Früher war ich zurückhaltender, konzentrierte mich nur auf meine Noten. Doch mit der Zeit habe ich gemerkt, wie wichtig das Publikum ist. Diese Energie fließt in die Musik ein – und das macht den Unterschied!

Interview: Klaus Härtel